

Studying Japan. Handbook of Research Designs, Fieldwork and Methods. Nora KOTTMANN, Cornelia REIHER (eds.), Baden-Baden: Nomos 2020. 501 S. € 58. E-book zum gleichen Preis. ISBN 987-3-8487-5085-6 (Druckausgabe), 978-3-8452-9287-8 (ePDF).

Wiener Selektion japanologischer Methoden. Jahrgang 2020. Herausgegeben von Christina GMEINBAUER, Sebastian POLAK-ROTTMANN und Florian PURKARTHOFER, Wien: Abteilung für Japanologie, Institut für Ostasienwissenschaften Universität Wien 2020 (Beiträge zur Japanologie, Band 48). 279 S. € 30 (Studierende € 15). ISBN 978-3-900362-31-7.

Sepp Linhart, Wien

Als sich die damals sehr wenigen deutschen, Schweizer und österreichischen Studierenden des Faches Japanologie, noch stark unter dem Einfluss der 1968er Student*innenunruhen, zu Beginn der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, also vor etwa fünfzig Jahren, gemeinsam mit dem akademischen Mittelbau, aber mehr oder weniger ohne Professoren (*innen gab es mit Ausnahme von Nelly Naumann noch keine), irgendwie zu organisieren versuchten, da stand eine Diskussion über das Wesen des Faches, aus dem sie ihre Identität ableiteten, im Mittelpunkt. Das wesentliche Argument gegen die Japanologie lautete: "Japanologie ist keine Wissenschaft, denn sie verfügt über keine für sie spezifische Methode." Mir war nie klar, warum andere philologische Fächer wie Anglistik oder Germanistik über fachspezifische Methoden verfügen sollten, die philologisch ausgerichtete Japanologie aber genauso wenig wie die japanologische Geschichtsforschung, die damals die wichtigsten Zweige der deutschsprachigen Japanologie darstellten. Bis heute glaube ich nicht, dass es den seinerzeit gegen die herkömmliche Japanologie rebellierenden jungen Japanwissenschaftler*innen, von welchen etliche später sehr wohl Professor*innen der Japanologie wurden, tatsächlich um die Konstruktion einer Japan-spezifischen Methode ging, sondern um etwas anderes: eine Erweiterung des Faches auf die Sozialwissenschaften, ähnlich wie es in den anderen Philologien mit deren plötzlich erwachtem Interesse an den Cultural Studies in den 1980er Jahren passierte. In der deutschsprachigen Japanforschung führte diese Bewegung schließlich 1988 zur Gründung der Vereinigung für sozialwissenschaftliche Japanforschung,

die bis heute sehr aktiv ist. Eine Zeit lang schien danach die Begeisterung für eine Methodendiskussion erlahmt zu sein.

Und jetzt auf einmal: Wow!!! Zwei Methodenbücher innerhalb von zwei Monaten aus der deutschsprachigen Japanologie¹ geboren. Ein 500-Seiten-Buch mit 74 Mitarbeiter*innen aus mehreren Kontinenten und ein nur halb so dickes Buch mit lediglich 14 Mitarbeiter*innen aus nur einer Stadt, das erstere zur Gänze in englischer Sprache abgefasst, der Sprache, die auch am DIJ spätestens seit 2009 eindeutig präferiert wird, und nicht Deutsch oder Japanisch, wie man in naiver Weise annehmen könnte, das letztere auf Deutsch ohne einen einzigen englischen Beitrag. Die Herausgeberinnen von *Studying Japan* sind eine Senior Research Fellow (dazu fällt mir keine deutsche Entsprechung ein und dem DIJ auf dessen Homepage anscheinend auch nicht) am DIJ und eine Professorin für Japanologie (Gesellschaft) an der FU Berlin, die sich unter *Notes on contributors* auf Englisch als Professor of Japanese Studies vorstellt. Bei dem Wiener Buch sind die Herausgeber*innen drei Doktorand*innen der Japanologie an der Universität Wien. Die beiden Herausgeberinnen bezeichnen *Studying Japan* als ein *handbook* (Titel, S. 19 etc.), womit die deutsche Japanwissenschaft 2020 im vierzig-Jahre- Abstand abermals ein großes Handbuch geschaffen hat nach den Japan- Handbüchern herausgegeben von Martin Ramming (1941) und Horst Hammitzsch (1981), in welchen allerdings Methoden noch keine große Rolle spielten.² Demgegenüber sprechen die Wiener Herausgeber*innen von einem Reiseführer (S. 7) durch die um 2020 an der Japanologie der Universität Wien praktizierten Methoden, haben also ein wesentlich begrenzteres Ziel im Auge.

1 *Studying Japan* ist zwar durchgehend in englischer Sprache abgefasst, hat aber zwei in der deutschen akademischen Welt umtriebige Herausgeberinnen und scheint aus einem Projekt des Deutschen Instituts für Japanstudien (DIJ) und aus den Erfahrungen in der Lehre an zwei deutschen Universitäten hervorgegangen zu sein, so dass man das Werk wohl zu Recht als Produkt der deutschen Japanforschung bezeichnen kann. Nicht umsonst stammt das erste Vorwort vom Leiter des DIJ, Franz Waldenberger, der schreibt, dass "das DIJ sehr glücklich und stolz sei, Teil dieses Unterfangens zu sein" (S. 13). Wegen der Verankerung der beiden Werke in der mit Japan befassten deutschsprachigen akademischen Welt habe ich mich auch entschlossen, diese Rezension für deutschsprachige Leser*innen in deutscher Sprache zu schreiben. Dass dem DIJ die Methoden der sozialwissenschaftlichen Japanforschung am Herzen liegen, zeigt die Einrichtung eines DIJ Method Talk seiner Social Science Study Group im Jahr 2021.

2 Hier könnte man noch KRACHT und RÜTTERMANN (2001) anführen, die das umfangreiche von ihnen herausgegebene Werk allerdings nicht Handbuch, sondern Grundriss nennen. Obwohl darin auch einzelne methodische Aspekte angesprochen werden, wird es im vorliegenden Handbuch nicht zitiert, wohl weil es das Wort Japanologie im Titel führt und in deutscher Sprache abgefasst ist.

Sehen wir uns die beiden Methodenwerke nach diesen Vorbemerkungen einmal genauer an:

Studying Japan beschäftigt sich mit der Vorstellung von qualitativen Methoden, Forschungsdesign und Feldforschung in der sozialwissenschaftlichen Japanforschung. Quantitative, nicht-sozialwissenschaftliche Japanforschung wird explizit nicht berücksichtigt, was etwas eigenartig anmutet, da die heftige Diskussion in den Sozialwissenschaften, ob ein quantitativer oder ein qualitativer Zugang zu bevorzugen wäre, doch eine weitgehend *ad acta* gelegte Diskussion der 60er Jahre des vorigen Jahrhunderts ist und sich heute eher eine Vereinigung der beiden Herangehensweisen durchgesetzt hat. Angesichts der Tatsache, dass quantitative Methoden aus den Sozialwissenschaften eigentlich nicht wegzudenken sind, findet der Rezensent die selbst auferlegte Beschränkung auf qualitative Methoden, gelinde gesagt, bedauerlich, besonders von einem studentischen Standpunkt aus. Lediglich in "Kapitel 10: Wie man Methoden kombiniert: Zum Design gemischter Methoden" von Carola Hommerich und Nora Kottmann und den dazugehörigen Unterkapiteln werden auch "Grundlagen quantitativer Methoden" auf sage und schreibe drei Seiten behandelt.

Das Werk wendet sich an Studierende im Doktoratsstudium und an Forscher*innen, und soll auch an den Universitäten in Methoden-Lehrveranstaltungen zum Einsatz kommen. Der über viele Seiten dominierende dozierende Stil vieler Mitarbeiter*innen dürfte von bereits etablierten Forscher*innen allerdings wenig goutiert werden und vermutlich hätten auch viele Studierende gerne mehr Auskunft darüber, wie die Autor*innen zu einzelnen Feststellungen gekommen sind, anstelle von bloßen *ex cathedra*-Aussagen. Die Herausgeberinnen nennen ihr eigenes Werk einen "Meilenstein" (S. 19), ein lobender Ausdruck, der wohl eher allfälligen Rezensionen vorbehalten sein sollte, wollen sie sich nicht dem Vorwurf der Unbescheidenheit aussetzen, aber vielleicht handelt es sich bei der Verwendung dieses Ausdrucks nur um mangelndes Sprachgefühl. Das nach einer kurzen Einleitung der beiden Herausgeberinnen in 17 Kapitel gegliederte Buch hat vier Leitlinien, die programmatisch das ganze Handbuch durchziehen sollen: 1. Was ist für die Forschung über und in Japan spezifisch? 2. Wie ändern transnationale Verflechtungen die Japanforschung? 3. Wie ermöglichen technologische Innovationen Forschungen über Japan, und welche Herausforderungen stellen sie dar? 4. Was sind die ethischen Implikationen der Japanforschung? (S.19) Ich habe mich bemüht, diese Leitfragen in mehreren Beiträgen, die mich speziell

interessierten, ansfindig zu machen, was mir aber in der Regel nicht gelungen ist.

Die 17 Kapitel werden von einem meist 10- bis 12-seitigen Aufsatz einer/s oder mehrerer Kapitelherausgeber*innen eingeleitet, worauf jeweils drei 2 bis 5 Seiten kurze Aufsätze über konkrete Erfahrungen mit dem im Hauptkapitel angesprochenen Problem folgen. Das heißt, dass das Buch aus 17 längeren Kapiteln (*chapters*) und 51 kürzeren Aufsätzen (*essays*) besteht. Diese Struktur wird rigide durchgehalten. Zu jedem der 17 Bereiche gibt es nur eine Bibliographie, die jeweils aus zwei Teilen besteht: "Weiterführende Literatur (*Further reading*)" und "Zitierte Literatur (*References*)", eine Gesamtbibliographie gibt es nicht. Die unter "Weiterführende Literatur" aufgelisteten Titel sind fast alle allgemeiner Art und nicht japanspezifisch, während die "Zitierte Literatur" meist mit Forschungen über Japan zu tun hat. Im ersten Kapitel sind unter "*Further reading*" sechs Titel aufgeführt, von welchen fünf auf der gleichen Seite unter "*References*" zu finden sind, im zweiten Kapitel findet man alle fünf Titel von "*Further reading*" unter "*References*" wieder, die restlichen 15 Kapitel-Bibliographien habe ich nicht mehr überprüft. Diese Redundanz von Literaturnennungen hätte man wohl mit ein bisschen Nachdenken vermeiden können.

Es dauert einige Zeit, bis man sich mit der Struktur dieses Buches gut zurechtfindet. Das mag auch daran liegen, dass die verwendete Schriftgröße eine Herausforderung für die Augen ist, aber bei Verwendung einer üblichen Schriftgröße hätte man wohl ein 800-Seiten-Buch in zwei Bänden produzieren müssen. Für die glücklicherweise wenigen Fußnoten benötigt man eine Lupe. Besonders wichtig erachtete Hinweise sind graphisch hervorgehoben. Das Buch enthält neun Schaubilder, davon eines sogar in Farbe, und vier Tabellen, verteilt auf lediglich sechs der siebzehn Großkapitel, für meinen Geschmack, der ich gerne mit Schaubildern und Tabellen arbeite, für ein dickes Buch mit didaktischem Anspruch sehr wenig.

In ihrer Einleitung betonen die Herausgeberinnen, dass viele der für das Buch gewonnenen Autor*innen eine Spezialisierung in den Gebieten "Essen, Familie und Gender" aufweisen und ihre Ausbildung in Deutschland erfahren bzw. in Deutschland arbeite(te)n. Mein Lieblingsthema Freizeit kommt wieder einmal wie so oft bei Büchern über die japanische Gesellschaft in keinem der 51 besprochenen praktischen Beispiele vor. Für Kottmann und Reiher ist das Handbuch ein Werk von Anthropolog*innen, Politolog*innen, Soziolog*innen und zu einem geringeren Grad Historiker*innen (S. 22). Bei einer Durchsicht der Kurzbiographien der Mitarbeiter*innen konnte ich Sheldon Garon, Christopher Gerteis, Katja Schmidpott, Tino Schölz und

Urs Matthias Zachmann als Historiker*innen identifizieren, ein Anteil von etwa 7%, aber immerhin handelt es sich dabei um sehr bekannte Namen, während ich mit vielen Namen der über 90 % Anthropolog*innen, Politolog*innen und Soziolog*innen zum ersten Mal in diesem Buch Bekanntschaft machte. Viele Mitarbeiter*innen scheinen sich im ersten Viertel ihrer jeweiligen Laufbahn zu befinden, viele sprechen daher auch über ihre eigene Dissertation. Drei Länder stellen den Großteil der 74 Mitarbeiter*innen: Deutschland (26), die USA (17) und Japan (14), der Rest (17) mit 1 bis 4 Autor*innen entfällt auf acht weitere Länder. Hier fällt das Fehlen von Vertreter*innen so wichtiger Staaten der Japanforschung in Europa auf wie Frankreich, Italien, den Niederlanden und allen osteuropäischen Staaten, obwohl die Autor*innen angeblich bewusst auch nach ihrer Nationalität ausgewählt wurden (S. 22). Hat sich das DIJ mit seiner Hinwendung zum Englischen auch unter die in den Sozialwissenschaften vorherrschende Hegemonie der amerikanischen Forschung begeben und von der EU abgewendet? Aus der allgemeinen Sozialwissenschaft des nichtanglikanischen Raumes wird Bourdieu zweimal zitiert, einmal Deutsch, einmal Englisch, Foucault viermal, dreimal Englisch, einmal Französisch, Beck und Habermas nie. Obwohl auf Englisch wird bei den doch zahlreichen Hinweisen auf Bücher über Methoden in den Sozialwissenschaften über Japan Ölschleger (2008) nicht erwähnt. Auch das Geschlechterverhältnis der Autor*innen ist interessant: 57% Frauen zu 43% Männern, in einer ansehnlichen Publikation eines noch vor gar nicht so langer Zeit von Männern dominierten Faches wie es die sozialwissenschaftliche Japanforschung war. Es bliebe noch zu erwähnen, dass am Beginn des Projekts 2017 eine studentische Konferenz über Methoden und im Sommer 2019 eine Konferenz der Autor*innen der einzelnen Kapitel, ob nur der Bearbeiter*innen der 17 Hauptkapitel oder auch der Zuständigen für die 51 Nebenkapiel wird nicht erwähnt, jeweils in Berlin stattfanden. Dass das Buch nur ein gutes Jahr nach der zweiten Konferenz in der vorliegenden Form veröffentlicht werden konnte, grenzt an ein Wunder. Vielleicht hat aber auch Covid19 etwas Gutes gehabt und war der raschen Publikation förderlich! Allerdings vermute ich, dass die beiden Herausgeberinnen nicht sehr heftig in die endgültige Form der Beiträge eingegriffen haben, wodurch ein wenig kohärenter Eindruck von diesem Handbuch in Erinnerung bleibt.

In den ersten vier Kapiteln werden die grundlegenden Schritte einer sozialwissenschaftlichen Forschung über Japan behandelt: von wo aus man den ersten Schritt macht, wie man zu seinen Forschungsfragen kommt, wie das Forschungsdesign aussehen sollte und welche relevanten Debatten bzw. welche wichtige Literatur es darüber gibt. Das sind vier Schritte, die wohl in je-

dem japanologischen Master- oder Dissertanten-Seminar immer wieder durchgesprochen und eingeübt werden, oft auch schon im Proseminar. Nun gut, aber auch das Selbstverständliche gehört zum Produzieren einer wissenschaftlichen Arbeit. Kapitel 5 bis 9 behandeln das Zusammentragen von Daten, zunächst wie man dabei sozialwissenschaftlich überhaupt vorgeht, dann die Feldforschung, qualitative Interviews, teilnehmende Beobachtung und das Aufspüren schriftlicher und visueller Quellen. Die Überschrift dieses neunten Kapitels ist ein heftiger Etikettenschwindel, denn visuelle Quellen, deren Behandlung mich besonders interessiert hätte, werden darin überhaupt nicht besprochen.

Beim letztgenannten Kapitel sind übrigens drei der genannten Historiker*innen engagiert. Kapitel 9.3. befasst sich damit, wie man quantitative Daten für die qualitative Forschung nutzbar machen kann und Kapitel 10 dreht sich, wie bereits erwähnt, um den Methodenmix. Es folgen vier Kapitel über Datenanalyse, zunächst eine Einführung, dann ein Kapitel über Kodieren, ein weiteres über qualitative Inhaltsanalyse, und schließlich eines über die derzeit so beliebte Diskursanalyse, was immer man auch darunter verstehen mag. Die letzten drei Kapitel sind dem Schreibprozess, guten Forschungspraktiken und der endgültigen Präsentation der Forschungsergebnisse gewidmet.

Was mir bei dieser Einteilung als erstes aufgefallen ist, ist das fast völlige Ausklammern der Bedeutung der Sprache und der Schrift in der sozialwissenschaftlichen Japanforschung³. Wurde das vergessen, wurde dafür niemand gefunden, oder ist es für alle Autor*innen selbstverständlich, dass alle Forscher*innen so gut Japanisch sprechen wie Japaner*innen, dass sie japanische Literatur, gedruckte oder handschriftlich abgefasste, genauso gut zu lesen imstande sind wie ihre Forschungsobjekte?⁴ Wir wissen von der Ikone der westlichen sozialanthropologischen Forschung über Japan, John F. Embree, dass dieser im Gegensatz zu seiner Frau, Ella Lury Wiswell, die in Japan aufgewachsen war, nicht Japanisch sprach und einen Dolmetscher verwendete, ein Grund wohl, warum sein Buch *Suye Mura – A Japanese Village* (1939) im Grunde genommen etwas langweilig ist, während der auf den Notizen seiner Frau beruhende und von Robert J. Smith mehr als vier Jahr-

3 In Kapitel 7 von Kottmann und Reiher gibt es ein halbseitiges Unterkapitel “Deciding on the language”, dessen Tenor darin besteht, dass Interviews zwar in der Sprache durchzuführen seien, die die interviewte Person am besten versteht, aber dass die Sprache nicht zu wichtig zu nehmen sei. Im Index kommen demgemäß Begriffe wie “*Japanese*”, “*language*” oder “*language skills*” nicht vor.

4 Einen frühen Versuch, diese Problematik anzureißen, findet man bei ACKERMANN (1994).

zehnte nach der Forschung herausgegebene Band *The Women of Suze Mura* (1982) nur so von Leben sprüht. Sprach- und Lesekenntnisse des Japanischen in welchem Ausmaß für welche Art von Forschung, für welche gewählte Methode notwendig sind, welche Rolle Dolmetscher oder japanische Freunde und Kollegen, ein*e japanische*r Partner*in heute spielen, das wird in diesem Buch nicht diskutiert. Und natürlich existieren in dieser Hinsicht für japanische Wissenschaftler*innen, die in Japan akademisch sozialisiert wurden, völlig andere Voraussetzungen, was ebenfalls nicht zur Sprache kommt. Die hier behandelte Japanwissenschaft ist international und wird in englischer Sprache in von Kollegen beurteilten (*peer-reviewed*) Fachzeitschriften publiziert. Verena Blechinger-Talcott von der Freien Universität Berlin empfiehlt allen Forscher*innen daher, “sich mit den akademischen Debatten über Japan in der anglo-amerikanischen Gemeinschaft (*community*) vertraut zu machen und sich an Kollegen aus den USA und dem Vereinigten Königreich zu wenden”, denn das “hilft ihnen dabei, Forschungen zu produzieren, die die globale Gemeinschaft, die über Japan forscht, zur Kenntnis nehmen wird” (S. 42). Und wie ist das mit etwaigen politischen Themen, die der globalen Gemeinschaft nicht so genehm sind und von ihr nicht behandelt werden? Soll man/frau diese dann in voraus eilendem Gehorsam tunlichst vermeiden? Ich selbst habe mich bei meinen sozialwissenschaftlichen Untersuchungen stets an all denen zu orientieren versucht, von denen ich meinte, dass sie zu meinem Forschungsgegenstand etwas zu sagen hätten, selbstverständlich zunächst bei meinen japanischen Kollegen, aber dann auch bei verschiedenen anderen aus aller Welt, und ob die “globale Gemeinschaft”, also Briten und US-Amerikaner, meine Forschungsergebnisse zur Kenntnis nehmen würde, war mir eigentlich stets völlig egal. Ein Aspekt der in diesem Buch praktizierten Internationalität besteht darin, dass die Namen japanischer Personen nicht so, wie es aus Respekt für die japanische Verwendungsweise in der japanologischen Forschung üblich ist, in der Reihenfolge Familienname – Vorname wiedergegeben werden, sondern wie im anglophonen Sprachraum Vorname – Familienname. International eben! Angeblich war das ein Wunsch der japanischen Autor*innen, die nicht anders behandelt werden wollten, als die übrigen Autor*innen (S. 23, Fußnote 4).

Es ist nicht möglich, alle 68 Aufsätze, die dieses Handbuch ausmachen, zu besprechen und daher möchte ich nur noch einige Bemerkungen machen, die mir bei der Durchsicht aufgefallen sind, die aber beileibe keine Bewertungen der einzelnen Kapitel oder ihrer Verfasser*innen darstellen.

Das Buch beginnt mit einem Kapitel von Roger Goodman, einem britischen Sozialanthropologen und Spezialisten für japanische Erziehung, der zwar interessant über die Diversität der Japan-Forschungen spricht, für die Leser*innen aber kaum einen Rat gibt, wie sie wirklich mit einer wissenschaftlichen Arbeit beginnen sollen. Goodman ist der einzige, der das Wort “Japanologie” (*Japanology*) in den Mund nimmt, und dieser die Japanstudien (*Japanese studies*) idealtypisch gegenüberstellt. Man bekommt den Eindruck, dass die deutschsprachigen Teilnehmer*innen hingegen, obwohl sie oft an japanologischen Seminaren tätig sind, an diesen Begriff nicht anstreifen wollen. Gabriele Vogts Auslassungen über Forschungsfragen sind so allgemeiner Natur, dass man sich – wie übrigens bei vielen anderen Aufsätzen auch – fragt, wo der versprochene japanspezifische Zugang bleibt. Auf jeden Fall bemüht sie sich, ihren Artikel so zu gestalten, dass die Studierenden leichter das Wesentliche erfassen können, und das gilt auch für Kaori Okano in ihrem Aufsatz über Research Design von Fallstudien, der überhaupt sehr für Studierende geschrieben zu sein scheint. Ähnliches kann man über den Aufsatz von Urs Zachmann sagen, der ganz eindeutig für Studierende vor der Aufnahme eines Doktoratsstudiums schreibt. Dass er als einen der zwei vertrauenswürdigen Wissenschaftsverlage in Deutschland Nomos nennt, den Verlag, bei dem dieses Handbuch und ein weiteres Buch von Zachmann erschienen sind, während er etwa Harrassowitz oder Iudicium nicht nennt, erinnert an den erwähnten “Meilenstein”. Bei den Zeitschriften, die den Studierenden empfohlen werden, kommen *Japonica Humboldtiana* (Berlin), *Nachrichten der OAG* (Hamburg), *Asiatische Studien* (Zürich) oder *Minikomi – Austrian Journal of Japanese Studies* (Wien) natürlich nicht vor, obwohl einige der Beiträger*innen des Handbuchs sehr wohl auch in diesen Zeitschriften publizierten und als kollegiale Begutachter*innen tätig waren. Gerade für Studierende, die ihre ersten Aufsätze veröffentlichen wollen, wäre eine längere Auflistung von Publikationsmöglichkeiten wertvoll gewesen. Die *Crème de la Crème* der wissenschaftlichen Zeitschriften wird den Studierenden nach den ersten beiden Proseminaren ohnedies bekannt sein.

In ihrem Beitrag über das Sammeln von Daten ist Akiko Yoshida eine der wenigen, die die ethischen Fragen bespricht, die beim Datensammeln auftreten können. Ich, der in dieser Hinsicht von Kollegen genauso wie von Journalisten einige Kritik einstecken musste, weil ich Themen aufgegriffen hätte, deren Behandlung einem Nichtjapaner nicht zustünde, hätte mir gewünscht, dass zu diesem wichtigen Problem ein eigenes Kapitel geschrieben worden wäre und es nicht nur in einigen wenigen Kapiteln am Rande erwähnt wird. Levi McLaughlins Kapitel darüber, wie man eine Feldforschung

durchführen soll, fasst seine Ratschläge an die jungen Forscher*innen präzise in 13 Punkten (*general points*) zusammen, es stellt sich aber wieder einmal die Frage, was an diesen Punkten japanspezifisch sein soll. Fast die gleiche Charakterisierung könnte man über das Kapitel 7 der Herausgeberinnen über qualitative Interviews treffen, die allerdings von neun Hauptthemen (*key issues*) sprechen. Einer ganz ähnlichen Form bedienen sich Christian Tagsold und Karin Ullmann in Kapitel 8 über teilnehmende Beobachtung. Ullmann ist übrigens die einzige der 74 Autor*innen, die in ihrer Arbeit keinerlei Berührung mit Japan zu haben scheint. Kapitel 9, von zwei Bibliothekarinnen und einer Professorin für japanische Geschichte geschrieben, hätte sich wohl auch ein bisschen mit visuellen Quellen beschäftigen können, wenn es schon so im Titel des Kapitels steht. Warum das International Research Center for Japanese Studies (Nichibunken) in Kyoto, das sich seit seiner Gründung 1987 bemüht, verschiedenste Datenbanken für die internationale Japanforschung zu erstellen, nicht erwähnt wird, sehr wohl aber einige Provinzbibliotheken, ist mir ein Rätsel.

Kapitel 10 über Methodenmix habe ich bereits positiv hervorgehoben, auch wenn die Kurzdarstellung verschiedener quantitativer Methoden nicht ein eigenes längeres Kapitel über diese ersetzen kann. Was David Chiavacci über Datenanalyse in Kapitel 11 sagt, ist wiederum sehr allgemein, wenn man davon absieht, dass er eine halbe Seite der Analyse von Daten in japanischer Sprache widmet. Dabei empfiehlt er die Heranziehung von Personen mit Japanisch als Muttersprache zur Kontrolle der eigenen Interpretationen. Also qualitative Sozialforschung in Japan doch nur bei Vorhandensein einer/s kooperationswilligen Partner/s/in? Das sollte man aber gleich auf Seite 1 sagen! Caitlin Meagher schreibt ihr Kapitel 12 über Kodieren und Theoriebildung für Bachelorstudierende und Studierende am Beginn des Master-Studiums und benützt dazu die datengestützte Theoriebildung (*grounded theory*) von Glaser und Strauss aus dem Jahr 1967, ein in diesem Buch seltener Rückgriff auf Literatur aus dem vorigen Jahrhundert. Kapitel 13 über qualitative Inhaltsanalyse stammt von der vergleichenden Politologin Celeste L. Arrington, die ihren Aufsatz didaktisch anschaulich aufbereitet. Dass Emi Kinoshita in ihrem Bericht über “Die Analyse biographischer Interviews...” zwar Yanagita Kunio [Sic! Warum nicht Kunio Yanagita?] als Pionier der lebensgeschichtlichen Forschung erwähnt (S. 368), aber kein Wort über den Pionier entsprechender Forschungen in der internationalen sozialwissenschaftlichen Japanforschung, David W. Plath (1975, 1980, 1983), verliert, ist einer von vielen Hinweisen auf die ahistorische Einstellung der meisten Autor*innen, die alle das Rad neu erfinden wollen. In Ka-

pitel 14, abermals von der Co-Herausgeberin Cornelia Reiher, die sich auch in der Einleitung, Kapitel 7 und Kapitel 16 einbringt, zusammen mit Andreas Eder-Ramsauer, einem von zwei Praedocs unter den 74 Autor*innen, wird vor allem die Kritische Textanalyse von Norman Fairclough vorgestellt, während die drei Berichterstatter darauf kaum mehr eingehen, sondern dokumentieren, wie sie zu ihren Forschungsergebnissen gelangten. Wenn Eder-Ramsauer und Reiher auf S. 382 schreiben: "Forscher sollten sich zunächst einmal für einen Untersuchungsgegenstand entscheiden, sich dann mit dessen Kontext vertraut machen und Forschungsfragen entwickeln", dann fragt man/frau sich wohl, warum das hier zum wer weiß wievielten Male wiederholt werden muss.

Die letzten 75 Seiten bzw. drei Kapitel sind dem Abschluss der Forschung gewidmet, zunächst dem Problem, wie man eine Arbeit fertigschreibt. Warum man dafür Chris McMorran ausgewählt hat, von dem ich kein einziges Buch, das er selbst verfasst hat, in der Universitätsbibliothek Wien gefunden habe, lediglich einen gemeinsam herausgegebenen Sammelband und einige Aufsätze, ist mir ein Rätsel, finden sich unter den 74 Mitarbeiter*innen doch zahlreiche Autor*innen, die bereits mehrere Bücher geschrieben haben. McMorran liefert einige *key ideas* für Doktoratsstudierende, über deren einer ich heute noch brüte: "Scholarship as a conversation is a useful metaphor for conceptualising the practice of scholarship." (S. 409). Sein Kapitel hat er "Writing in a Stressful World" überschrieben, ohne damit wohl die Corona-Pandemie gemeint zu haben, für die der Titel natürlich gut passen würde. Besonders wichtig erscheint mir Kapitel 16 von (abermals) Cornelia Reiher und Cosima Wagner, laut Eigenbeschreibung besonders geeignet für den Unterricht in Proseminaren, aber auch für Studierende, die ein Doktoratsstudium beginnen (S. 428). Unter anderem fordern die Autorinnen, dass man schon vorhandene Forschung zu erwähnen hat. Wenn sie schreiben, "Stellen Sie sich vor, Anthropologen würden eine Forschung in Suye Mura ... machen, ohne die Arbeiten von John Embree (1946) ... zu erwähnen" (S. 432), gehörte es dann nicht auch zur guten Forschungspraxis, die erste Ausgabe des Klassikers von John F. Embree (1939) zu erwähnen? Dass Forscher*innen sich vor der nicht zitierten Übernahme von Textstellen und Forschungsergebnissen (Plagiaten) hüten müssen, dürfte angesichts der Rücktritte von Politiker*innen in Deutschland und Österreich in den letzten Jahren auch allen Studierenden klar sein. Tatsächlich ist es aber schwierig, gegen Plagiat*innen im Internet etwas zu unternehmen, wenn der Server irgendwo im fernen Ausland steht und wenn man einen kostspieligen internationalen Rechtsstreit vermeiden will, wie der Rezensent aus eigener leidvoller Erfah-

rung berichten kann. Christopher Gerteis fasst zum Abschluss von Kapitel 16 noch einmal alles sehr präzise zusammen, was ihm Studierende vielleicht hoch anrechnen werden. Kapitel 17, "Präsentieren und Publizieren", von James Farrer und Gracia Liu-Farrer enthält wieder viel Allgemeines. Da viele Universitäten heute die Dissertationen im Internet frei zugänglich machen, ist den Absolvent*innen dieser Universitäten von vorneherein eine gewisse Öffentlichkeit garantiert, und das Publizieren der Dissertationen ist nicht mehr so wesentlich wie einst. Die Autor*innen warnen für meinen Geschmack zu wenig vor den Verlagen und Institutionen, die Studierende zur Veröffentlichung ihrer Seminar-, Master- oder Doktorarbeiten drängen, ohne dass diese von Fachleuten korrigiert werden, und die dafür beträchtliche Summen verlangen; aber vielleicht ist das in Japan, wo die beiden tätig sind, nicht so üblich wie im deutschen Sprachraum. Sie nennen dankenswerterweise auch Videos und Filme als mögliche Medien der Verbreitung von Forschungsergebnissen, aber auch hier wird die Pionierarbeit von David W. Plath für die Verbreitung des ethnographischen Films über Japan genauso wenig genannt wie die der Erziehungswissenschaftlerin Donata Elschbroich mit ihren Filmen über Kindheit und Alter in Japan, die allerdings auf Deutsch erschienen und daher dem Ehepaar Farrer wohl nicht zugänglich waren. Zum Abschluss präsentiert sich Brigitte Steger mit ihrem Thema "Schlafen in Japan" als Popstar des internationalen akademischen Japan-Schrifttums, und nach der Lektüre ihres Aufsatzes wird einem klar, was auf dem "wunderbaren" (S. 18, zum dritten Mal Eigenlob!) Umschlagbild des Buches von Robin Weichert zu sehen ist: Vermutlich Leute (Japaner*innen?), die in einer U-Bahn vor sich hin dösen. Ob die Schilderung des Schicksals ihres Forschungsthemas jungen Forschern, die für ihre Forschungsergebnisse nach Anerkennung der größtmöglichen Öffentlichkeit lechzen, Vorbild sein kann, sei dahingestellt.

Wiener Selektion japanologischer Methoden – Jahrgang 2020 ist im Eigenverlag der Abteilung Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften der Universität Wien in deutscher Sprache erschienen, die Herausgeber haben sich also für die kleinstmögliche Öffentlichkeit entschieden. Immerhin ist das Buch bereits Band 48 der Serie *Beiträge zur Japanologie*, die seit 1955 besteht und mit diesem Band ihr Erscheinungsbild verändert hat von der Farbe Orange und einem themenbezogenen Bild zu einem Bild des Gebäudes, in dem die Wiener Japanologie untergebracht ist, in dunkelgrüner Farbe auf weißem Grund auf dem Umschlag. Der Band ist ausdrücklich für BA- und MA-Studierende geschrieben, Autor*innen sind drei Professor*in-

nen, drei Postdocs und neun Praedocs der Wiener Japanologie, quasi die Gesamtheit der derzeit an der Universität Wien aktiven Japanolog*innen, abgesehen von zwei oder drei weiteren Praedocs. Angesichts der Begrenztheit der zur Verfügung stehenden Mitarbeiter*innen wurde auf eine Systematik wie im zuvor besprochenen Werk verzichtet. Das Buch ist nach einem leicht selbstironischen, humorvollen Vorwort der Herausgeber*innen in vier Abschnitte gegliedert: “Methodisches Denken”, “Menschen und Meinungen”, “Diskurse und Archive” sowie “Texte und Medien”. Von den Autor*innen von *Studying Japan* sind nur Isabelle Prochaska-Meyer und Wolfram Manzenreiter auch in der Selektion vertreten.

Im Gegensatz zum Handbuch, in dem ich nur in einem Literaturzitat fünf chinesische Schriftzeichen ausmachte (S. 402), verwendet die Selektion chinesische Schriftzeichen im didaktischen Sinn, um die Aufmerksamkeit der Leser*innen auf Fachwörter (*yōgo* 用語), Methoden (*shuhō* 手法), Grundwissen (*kiso chishiki* 基礎知識), Beispiele (*rei* 例), Achtung-Vorsicht (*chūi* 注意), Fragen (*shitsumon* 質問), das Wichtigste auf den Punkt gebracht (*pointo* ポイント) und (weiterführende) Literatur (*bun* 文) zu lenken. Ansonsten kommt japanische Schrift zumindest noch in den Bibliographien zu den einzelnen Kapiteln vor, im Handbuch werden ganz wenige Hinweise auf japanische Quellen nur in Umschrift vorgenommen, die japanischen Titel werden nicht ins Englische übersetzt. Die fünf Herausgeber*innen beider Werke fanden es nicht notwendig, in ihre Bücher Glossare zu integrieren, die die verwendeten englischen und deutschen Fachbegriffe auch in japanischer Sprache in Umschrift wie auch im üblichen *kanji-kana-majiribun* wiedergegeben hätten, was die Nützlichkeit der beiden Bücher für Studierende deutlich gesteigert hätte. Lediglich Ralph Lützeler gibt in der Selektion dankenswerterweise die meisten der von ihm besprochenen Fachbegriffe auch auf Japanisch wieder. Was ich mich nach der Durchsicht der beiden Bücher frage, ist, ob tatsächlich jemand ernsthaft annimmt, dass es überhaupt keine Methodenwerke auf Japanisch gibt; von den insgesamt 87 Autor*innen nennt jedenfalls abermals nur Ralph Lützeler in der Selektion ein einschlägiges japanisches Werk (S. 42).

Der Abschnitt “Methodisches Denken” beginnt mit einer Einführung in “Quantitatives Denken und statistische Analyse” von Lützeler, ein lesenswerter Aufsatz mit zahlreichen Verweisen auf japanische Phänomene, den man auch den Benutzer*innen des Handbuchs als Ergänzung empfehlen möchte. Ingrid Getreuer-Kargl bietet eine historische Übersicht über die Entstehung des qualitativen Denkens und dessen wichtigste Elemente, doch leider kommt die Verbindung zur Japanologie für meinen Geschmack viel zu

kurz. Sie bringt auch keine bemerkenswerten Beispiele für hervorragende Ergebnisse der japanologischen qualitativen Sozialforschung, die den Studierenden sicherlich weiterhelfen hätten können. Drei von vier Doktoranden, die gemeinsam ein Forschungsprojekt über Glück in den ländlichen Regionen Japans betreiben, beschreiben danach den von ihnen verwendeten Methodenmix. Die wichtige Frage, warum sie genau dieses Thema gewählt haben und welche Relevanz es für die deutschsprachige / europäische / japanische / internationale Japanforschung sowie für die untersuchten Japaner*innen hat, greifen sie aber nicht auf.

“Menschen und Meinungen” enthält zwei Werkstattberichte von Isabelle Prochaska-Meyer über ihre Forschungen bei spirituellen Heilerinnen in Okinawa und bei alten Menschen in den Präfekturen Nagano und Yamanashi, die als eine der wenigen Forscher*innen erwähnt, wie die Interviews, abgesehen vom wissenschaftlichen Ertrag, auch ihr eigenes Leben bereichert haben. Wolfram Manzenreiter schreibt über ethnografische Forschung und teilnehmende Beobachtung und zitiert zahlreiche Beispiele der amerikanischen Forschung, nicht aber die österreichischen Beiträge seines Vorvorgängers Josef Kreiner (1965, 1969), die echte Pionierarbeiten in der deutschsprachigen Japanforschung darstellten. Dass Manzenreiter die Forschung John F. Embrees in Sue-mura einmal 1935/36 (S. 94, richtig) und zehn Seiten weiter 1938/39 (S. 104, falsch) stattfinden lässt, lässt auf ein mangelndes Korrekturlesen schließen. Schließlich beschäftigen sich die beiden Mitherausgeber Florian Purkarthofer und Sebastian Polak-Rottman in einem Kapitel mit dem schönen Titel “Reden ist Silber, Zuhören ist Gold” mit der Durchführung qualitativer Interviews und deren Analyse.

Ab dem dritten Abschnitt, “Diskurse und Archive”, sowie im vierten Teil des Buches kommen Wissenschaftler*innen ins Spiel, die sich anders als die bisher genannten nicht unbedingt als Sozialwissenschaftler*innen verstehen, die Religionshistorikerin Brigitte Pickl-Kolaczia und der Linguist Bernhard Seidl. Pickl-Kolaczia geht in ihrem Aufsatz über Historische Forschung in Archiven auch auf die Notwendigkeit des Erlernens kursiver Schriftformen ein und erwähnt in diesem Zusammenhang die Abhaltung von zwei- bis dreitägigen Kursen am Institut für Kultur- und Geistesgeschichte Asiens der Österreichischen Akademie der Wissenschaften in den letzten Jahren. Dass der Rezensent von 1990 bis zu seiner Emeritierung 2012 regelmäßig Übungen zum Lesen japanischer Blockdrucke abgehalten hat, scheint ihr entgangen zu sein. Das *Kuzushiji kaidoku jiten* くずし字解読辞典 von Kodama Kōta 児玉幸多 empfiehlt sie nur Fortgeschrittenen im Gegensatz zu seinem *Kuzushiji yōrei jiten* くずし字用例事典 (S. 177). Dass es neben diesen Lexi-

ka auch zahlreiche einführende Werke zum Erlernen der *kuzushiji* gibt, nach deren Durcharbeitung einem die Benützung der beiden Werke von Kodama wesentlich leichter fällt, wie z. B. Asano und Katō (2004), erwähnt sie nicht. Ebenso wenig erwähnt sie, dass die Japanologie in Wien vor einigen Jahren den Studienplan ganz auf das Studium des gegenwärtigen Japan umgestellt hat und daher die Lehrveranstaltungen, in welchen *bungo* und *kanbun* vermittelt werden, nach über 45 Jahren mit dem Studienjahr 2019/20 eingestellt hat. Studierende, die sich für japanische Geschichte oder vormoderne Literatur Japans interessieren, sollten daher einen großen Bogen um die Universität Wien machen, und der Aufsatz von Pickl-Kolaczia ist daher auch für Wiener Studierende obsolet. Seidl stellt die Diskursanalyse vor und macht mit der speziell für japanische Texte entwickelten Textanalyse-Software KH Coder bekannt, wobei er nach 20 Seiten allgemeiner Beschreibung der Diskursanalyse auf den letzten drei Seiten seines Aufsatzes die Anwendung anhand seiner Dissertation *Verfall oder Wandel* (Seidl 2016) darstellt. Dabei gibt er den Nebentitel *Sprachkritik als Thema des öffentlichen Diskurses in Japan* nicht an, so dass man/frau zunächst nicht weiß, was an der Arbeit japanologisch sein soll.

Im vierten und letzten Teil des Buches geht es um Texte und Medien. Zunächst behandeln Adam Greguš und Tamara Kameroner literaturwissenschaftliche Methoden in einem Aufsatz mit dem schönen Titel “Japan wie es im Buche” steht. Sie stellen *close reading*, *surface reading* und *wide reading* vor, aber keine japanischen Wissenschaftler*innen, die sich mit literaturwissenschaftlichen Methoden beschäftigt haben außer einer kurzen Zitierung von Nishi Masahiko. Ina Hein diskutiert die “methodischen Grundlagen der Filmanalyse” auf sechs Seiten, gibt dann ein Anwendungsbeispiel mit der NHK-Morgenserie *Chura-san* von 2001, deren Vorspann sie auf zehn Seiten genauer analysiert, und beendet ihren Aufsatz mit einem kurzen Fazit. Ich kann mir vorstellen, dass sie damit ihren Studierenden einen Weg aufgezeigt hat, den sicherlich einige bei ihren Masterarbeiten oder Dissertationen befolgen möchten. Das Buch endet mit einem Beitrag der Herausgeberin Christina Gmeinbauer über die Analyse japanischer Videospiele mit dem griffigen Titel “Zocken für die Wissenschaft”. Sie vertritt die Meinung, dass Videospieleanalysen ein Teilgebiet der Game Studies (warum eigentlich nicht Spielesforschung?) seien, die sich “wohlgemerkt auch mit analogen Spielen auseinandersetzen” (S. 247). Da der Rezensent sich seit mehr als dreißig Jahren mit den herkömmlichen Methoden der Kultur- und Sozialgeschichte bemüht, das *ken* 拳-Spiel, aber auch andere Spiele wie das Brettspiel *sugoroku* 双六

und das Fächerwurfspiel *tōsenkyō* 投扇興 in Japan zu erforschen⁵, erwartete er in diesem Kapitel eine Offenbarung, wie er bei seinen Analysen eigentlich methodisch vorzugehen habe, wurde aber etwas enttäuscht, denn wenn die Autorin über allgemeine Spieleforschung spricht, kehrt sie immer wieder sofort zur Videospieleforschung zurück. Warum Gmeinbauer zwar das Ritsumeikan Center for Game Studies als wichtige japanische Spieleforschung-Institution nennt, nicht aber das Amyūzumento Sangyō Kenkyūsho アミューズメント産業研究所 (Institut zur Erforschung der Unterhaltungsindustrie) der Ōsaka Shōgyō Daigaku 大阪商業大学 (Handelsuniversität Osaka) bleibe dahingestellt. Man/frau kann jedenfalls annehmen, dass Gmeinbauers Aufsatz von all den zwölf Aufsätzen dieses Reiseführers bei den derzeitigen Studierenden den meisten Anklang finden wird.

Fassen wir zusammen: Das von 74 Autor*innen geschriebene Methodenhandbuch *Studying Japan* ist meiner Meinung nach kein Meilenstein der sozialwissenschaftlichen Japanforschung, sondern versucht nur einer zu sein. Es ist zu ausufernd, zu wenig exakt, zu lückenhaft, und zu sehr auf die angloamerikanische “internationale” Japanforschung fixiert. Wäre es nicht ausreichend gewesen, zu jedem methodischen Kapitel ein hervorragendes Beispiel für die Anwendung einer Methode zu besprechen und dazu eventuell noch methodische Desiderata anzufügen? Aber das wäre für die Autor*innen vermutlich erheblich mehr Arbeit gewesen, denn über sich selbst spricht man am liebsten und am leichtesten, wie die 51 Autoren beweisen. Und einen ein bisschen weniger “internationalen” und ein bisschen mehr europäischen und japanspezifischen Zugang hätte ich mir auch gewünscht.

Die Selektion japanologischer Methoden scheut nicht vor der Nennung des Wortes Japanologie zurück, auch wenn in vielen Kapiteln die gleichen Methoden behandelt werden wie im Handbuch. Obwohl sie ausdrücklich für BA- und MA-Studierende der Japanologie geschrieben ist, stehen die einzelnen Beiträge denen im Handbuch nicht nach. Da sie außerdem auf Deutsch geschrieben ist und zu einem für Studierende sehr günstigen Preis zu haben, wird die Selektion sicherlich etliche studentische Käufer finden, während das Handbuch wohl eher in Bibliotheken benutzt werden wird.

5 LINHART (1999), FORMANEK / LINHART (2002) und (2012).

Zitierte Literatur

- ACKERMANN, Peter: “Sprachkompetenz und Feldforschung”, Sepp LINHART, Erich PILZ und Reinhard SIEDER (Hg.): *Sozialwissenschaftliche Methoden in der Ostasienforschung*, Wien: Institut für Japanologie der Universität Wien 1994 (Beiträge zur Japanologie, Band 32): 147–64.
- ASANO Akira 浅野晃 und KATO Mitsuo 加藤光男: *Genten de tanoshimu Edo no sekai. Edo no bungaku kara ukiyoe, nishikie made* 原典で楽しむ江戸の世界 江戸の文学から浮世絵・錦絵まで (Die Welt von Edo anhand von Originalen genießen. Von der Edo-zeitlichen Literatur bis zu den Ukiyoe und Brokatdrucken), Ribun Shuppan 里文出版 2004.
- EMBREE, John F.: *Suye Mura. A Japanese Village*, Chicago: University of Chicago Press 1939.
- : *A Japanese Village: Suye Mura*, London: Kegan Paul, Trench, Trubner Co. 1946.
- FORMANEK, Susanne, und SEPP Linhart: “Playing with filial piety – some remarks on a 19th century variety of Japanese pictorial *sugoroku* games”, *Board Game Studies* 5 (2002): 39–64.
- FORMANEK, Susanne, und Sepp LINHART: “Playing with the ‘Shining Prince’: Genji-Related Woodblock-Printed Games”, Andreas MARKS (Hg.): *Genji’s World in Japanese Woodblock Prints. From the Paulette and Jack Lantz Collection*,. Leiden: Hotei Publishing 2012: 40–53.
- HAMMITZSCH, Horst (Hg.): *Japan-Handbuch*, Stuttgart: Steiner 1981.
- KRACHT, Klaus, und Markus RÜTTERMANN (Hg.): *Grundriß der Japanologie*, Wiesbaden: Harrassowitz 2001 (Izumi 7).
- KREINER, Josef: *Beiträge zur Erforschung von Religion und Gesellschaft auf den nördlichen Ryūkyū. Der Noro-Kult von Amami Ōshima*, Wien: Institut für Japanologie der Universität Wien 1965 (Beiträge zur Japanologie 2).
- : *Die Kulturorganisation des japanischen Dorfes*, Wien: Braumüller 1969 (Archiv für Völkerkunde 7).
- LINHART, Sepp: *Ken no bunkashi* 拳の文化史 (Kulturgeschichte des Ken-Spiels), Kadokawa Shoten 角川書店 1998 (Kadokawa sōsho 角川叢書 3).
- ÖLSCHLEGER, Hans Dieter (Hg.): *Theories and Methods in Japanese Studies. Current State and Future Developments. Papers in Honor of Josef Kreiner*, Göttingen: V & R unipress, Bonn University Press 2008.
- PLATH, David W.: *Adult Episodes in Japan*, Leiden: Brill 1975.
- : *Long Engagements. Maturity in Modern Japan*, Stanford, Cal.: Stanford University Press 1980.
- : *Work and Life Course in Japan*, Albany, NY: State University of New York Press 1983.
- RAMMING, Martin (Hg.): *Japan-Handbuch. Nachschlagewerk der Japankunde*, Berlin: Steinger 1941.